



Ist das Alter eine unerbittliche Subtraktion?

Was wir von Egon Schwarz lernen können.

von Caroline Wellbery

Egon Schwarz war „Rosa May Distinguished Professor Emeritus in the Humanities in Arts & Sciences“ an der Washington University in St. Louis. Er betrachtete seine Autobiographie *Keine Zeit für Eichendorf. Chronik unfreiwilliger Wanderjahre* von 1979 (Neuaufgabe 2005: *Unfreiwillige Wanderjahre. Auf der Flucht vor Hitler durch drei Kontinente*) als sein wichtigstes Werk. Zugleich war er Herausgeber oder Autor von mehr als zwanzig Büchern und hinterließ hunderte Aufsätze, Buchkapitel und Buchbesprechungen zu einer Vielfalt von politischen und literarischen Themen. Bis ins hohe Alter unterrichtete er als Gastprofessor, hielt Vorlesungen und empfing Preise und Ehrendoktorate in aller Welt.

1. Über die Bedingungen der Altersweisheit

Egon Schwarz, mein Vater, war ein feuriger Mann. Seine Hände wärmten, sein Herz loderte, sein Ehrgeiz brannte. Sein Überleben nach Österreichs Anschluss und der Austreibung in fremde Länder schrieb er selbst oft der inneren Ruhe seines Vaters zu. Ich hingegen denke das Gegenteil: Sein Überleben rührt aus dem inneren Feuer seines Selbst. Wie sonst hätte er, noch in Wien, von einem jungen SS-Offizier auf der Straße aufgegriffen und gepackt, sich befreien können, wenn nicht aus erhitztem Knabenmut? Denn Furcht, welche womöglich die gleiche Wirkung hätte haben können, kannte er nicht. Er sträubte sich, kämpfte, riss sich von seinem Gegner los und rannte weg. Auch in Südamerika, wo Gefahren anderer Art lauerten, wusste er sich zu retten. So erzählte er zum Beispiel gerne von einer Bergwanderung mit einem Kameraden in den Anden, die beim Abstieg durch eine Schlucht hinunter führte, als ein tropischer Regen eine Sturzflut auslöste, welche die beiden Jugendlichen wegzuschwemmen drohte. Sie konnten sich gerade noch retten, indem sie eine Wand hochkletterten und auf einer Kante in eisiger Kälte übernachteten. Nur indem sie umschlungen dasaßen und einander erwärmten, konnten sie diese Gefahr überstehen.

Zur körperlichen Wärme gesellten sich das geistige Feuer und die Herzenswärme, die für meinen Vater in späteren Friedenszeiten zu seinem Erfolg als Literaturkritiker beitrugen. Man unterschätzt oft den Anteil der Persönlichkeit, die unterschwellig den intellektuellen Fähigkeiten einer öffentli-

chen Person ihren eigentlichen Glanz verleiht. Meines Vaters Ehrgeiz, durch Jahre mit beschränkten Möglichkeiten unterdrückt, flammte in der geistesfördernden Atmosphäre der amerikanischen Universität zu einer gewissen Berühmtheit auf. Dazu gehört natürlich auch die Liebesglut, womit er – in seinen eigenen Worten – seiner zukünftigen Frau Rosen auf die blassen Wangen hauchte, und in der Folge seine eigene Familie gründete. So entfaltete sich der lange Sommer seines beruflichen und persönlichen Lebens.

Es sind diese ergiebigen, großzügigen Jahre, die Egon Schwarz nach der Überlebensphase der Hitlerzeit und seiner Auswanderung ein behaglicheres, selbstbestimmtes Leben – ein eigentliches Leben statt schlichten Überlebens – möglich machten. Auch ist es diese Lebensphase, die zu meinem eigentlichen Thema führt – den Bedingungen der Altersweisheit. In seinen jüngeren Jahren widmete sich Egon entschlossen seinem Beruf, zu dessen Gelingen meine Mutter und auch wir Kinder zur Unterstützung rekrutiert wurden. Alles drehte sich um ihn – er war ja Löwe, im heißesten Monat des Jahres geboren – aber wie kam es zu diesem königlichen Vorsitz im Rahmen seiner vielen persönlichen und beruflichen Kreise? Weil es ihm eben gelang! Sein Witz, sein Auswendigkönnen vieler langer schwerer Gedichte, inklusive Rilkes *Duineser Elegien*, deren Rezitation angeblich meine Mutter zur Heirat überzeugt haben soll, seine subtilen politischen, psychologischen Auslegungen, die er erzählerisch-spannend formulierte, und seine immer herzliche Bereitschaft, andere Leute so zu akzeptieren, wie sie waren – so lange natürlich deren Meinungen bestimmte Glaubensgrenzen nicht überschritten (diese Gefahr war freilich gering, hielt er sich doch durch sein Universitätsleben an Seinesgleichen und hatte wenig Anlass, während der vielen „Salons“, die er gerne ausrichtete, seinen Harvard Chair, welcher in den besten Jahren als Zentralsitz des Hauses diente, zu verlassen). Sein Können war so groß, so charmant, so raumgreifend, dass wir und seine ganze Entourage uns eben wie eine liebevoll-chaotische Armee dem genialen General zwanglos bei- und unterordneten.

Im Alter aber verschwand auf einmal diese Welt. Als meine Mutter an einem Schlaganfall erkrankte, musste Egon eine andere Rolle – die der Betreuung – übernehmen. Manchmal, während der auf Märchen anspielenden sieben Jahre seines Dienstes, nannte er diese Rolle verdrossen „house-boy“.



Aber dass er sie überhaupt bereitwillig wahrnahm und zugriff, zeigt, dass auch die menschliche Fähigkeit zu dienen in ihm steckte. Wohl war dieser Wechsel seiner Lebensweise eine radikale Wende, aber auch eine Art Ergänzung, war er doch dadurch zum „walk the talk“ seines oft und vielfältig geäußerten Humanismus aufgefordert.

Und so dehnten sich die Jahre des Rollstuhls. Während dieser Zeit zerfetzte sich mein Vater die Sehnen seiner Schultern vom vielen Heben und Niedersetzen seiner Frau. Bis zum Ende seines Lebens konnte er seine Arme nicht wieder ausstrecken, um einen Mantel anzuziehen oder am Tisch einen Teller weiterzureichen. Nachts musste er mehrmals aufstehen, um meine Mutter zur Toilette zu bringen. In einer dieser Nächte ließ er sie fallen und musste Freunde aus der Nachbarschaft herbeirufen, um ihr wieder ins Bett zu helfen. Ob regelmäßig oder notfalls, er musste sie zum Arzt fahren und ins Krankenhaus bringen. Er fütterte sie. Er stützte ihr Kinn mit liebender Hand, als ihr Haupt sich wie eine geknickte Tulpe senkte, indem er sie (oder sich selbst) zu ermutigen suchte: „Kopf hoch, Schätzchen.“ Und er verbrachte lange Stunden, ihr vorlesend, ohne genau wissen zu müssen – oder zu wollen, ob sie das Vorgetragene verstand, oder gar zuhörte, denn seine Stimme war es, was die schönen fünfzig vergangenen Jahre mit der schwierigen Gegenwart verband, also das einzig Hoffnungsvolle in dieser Zeit des trostlosen Siechtums.

Als meine Mutter starb, war mein Vater ein veränderter Mensch. Wir fragten uns, ob er den Verlust seiner Frau überleben würde. Während einer Wanderung mit Freunden stürzte er – nur ein kleiner Unfall, erfreulicherweise ohne bedenkliche Nachwirkungen. Für mich aber war sein blau-verbeultes Angesicht eine Art Wink: Im Alter von 84 wanderte er noch, lief sogar schnell genug, um stolpern zu können, verletzte sich zwar sichtbar, stand aber trotzdem wieder auf und machte weiter: Er wollte also noch leben. Aber wie sollte das gehen? Anders, eben.

In den letzten Jahren heiratete er noch einmal – eine Freundin der Familie, die sich verständnisvoll und behilflich in den Haushalt einschaltete und sich ermunternd der Fitness meines Vaters mithilfe von Aktivitätsmessgeräten widmete. Trotz sportlicher Anstrengungen ließ die Kraft nach, die Egon zuvor noch meiner Mutter hatte widmen können, denn das Alter, so sagte er, ist eine unerbittliche Subtraktion. Dennoch schaffte er um sich herum eine neue Art Raum, der als Vorbereitung für sein Altern und seinen Tod gelten mochte. Dieser Raum zog uns näher als je zu ihm heran, vermittelte uns allen eine Wirkungsatmosphäre, die ich nur dadurch beschreiben kann, dass mein Vater sein Weiterleben jetzt durch die Perspektive seiner Verletzlichkeit betrachtete. Jetzt musste er einräumen, dass das feurige, kraftgetriebene Wesen, das ehemals seine innigsten Wünsche nach außen trieb, keine Befehlskraft mehr

hatte. Seine sanftere Humanität zerfloss in einer Art Komunalität. Diese Erscheinung der Altersweisheit drückte sich nicht mehr in klugen Bonmots aus – im Gespräch hatte Egon ja schon immer Weisheiten parat gehabt, die entzückten oder überraschten. Nein, diese Weisheit war eher ein Zustand, der in der Wandlung von souveräner Selbstbestimmtheit in ein Sich-auf-andere-verlassen-Müssen in ihm eine leichte Stockung, eine Nachdenklichkeit hervorrief, die sich vielleicht mit den Worten, „we're all in this together“ am besten zusammenfassen lässt. Und so ist es sinnfällig, dass wir ihn, da er im Sterben lag, als Familie umringten, Lieder sangen, ihm seine Lieblingsmärchen vorlasen, und das gemeinsame Bewusstsein unserer Zusammengehörigkeit feierten, gerade in den Tagen und Stunden, in denen sein einzigartig wunderbares Bewusstsein dahin schwand.

2. Zeichen

Unmittelbar nach dem Tod meiner Mutter, so erzählte es mein Vater, lag er trostlos in einem Hotelzimmer und wünschte – insofern ein passionierter Atheist sich solche Wünsche erlauben kann – die Erscheinung eines Gegenwartszeichen von seiner verstorbenen Frau. Irgendwie, so bat er leise in seiner Verzweiflung, sollte sie, wie auch immer, auf geisterhaften Wegen einen Beweis des ewigen Bestands ihrer Liebe erzeugen. Da ging plötzlich das Zimmerlicht an. Aber vergebens. Ein solcher einfallloser Zufall konnte ihn trotz seines Sehns nicht beruhigen.

Die Ausschau nach Mitteilungen aus der Geisterwelt scheint in den Tagen nach dem Tod einer geliebten Person besonders stark aufzutreten. Vögel, insbesondere die, die auf einem Fensterbrett herumhüpfen, bieten sich als Boten des Übergangs an. Es hilft, wenn sie Raben sind ...

Auch ich habe mich nach einem solchen Zeichen gesehnt. Aber nach dem Tod meines Vaters kam nichts. Nicht einmal im Traum. In den vielen Wochen, seit er gestorben ist, habe ich nur einmal von ihm geträumt: Da wurde seine leblose Gestalt auf einem Stuhl gestützt. Auf seinem Gesicht erschienen die unheimlich verstellenden und verjüngenden Züge, die in den Stunden vor seinem Tode sich immer deutlicher abgezeichnet hatten, weil das Morphinum die Altersfalten zersetzte und ausradierte. Die Botschaft des Traumes? Der Vater ist endgültig tot ...

So kommt man darauf, andere, weltlichere Zusammenhänge zu fabrizieren. Man fängt zum Beispiel an, eine Geschichte zusammenzuschustern. Man hofft, dass diese Geschichte einen Sinn ergibt, der das Warum und Wieso des Sterbens verständlicher macht. Es ergab sich, dass in dem Augenblick, als der Schlaganfall eintraf, mein Vater sich am Telefon über



Foto: privat

Egons Familie, im neugebauten Sunroom, Weihnachten 2012 (v.l.n.r.)
 stehend: Jeremiah Riemer (Freund von Caroline), Gabriela (Gabi; Egons jüngere Tochter); sitzend Rudolf (Rudi; Egons Sohn), Adam (Rudis Sohn), Irène (Egons Frau), Vanessa (Carolines Tochter), Caroline (Caro; Egons ältere Tochter), Egon, Kayla (Frau von Julian), Julian (Carolines Sohn)

den Präsidenten beklagte, und er den politischen Optimismus seiner Gesprächspartnerin am anderen Ende tadelte. Trump hat Leute krank gemacht, und meinem Vater wurde dieses Kaputtmachen nicht erspart. „Ich bin in einem faschistischen Land aufgewachsenen,“ lamentierte er, „nun muss ich auch noch in einem faschistischen Land sterben.“

Dazu kam, dass seine zweite Frau, die an Herzkrämpfen litt, gerade an diesem Tag ins Krankenhaus musste. Man sollte in ihre Herzadern eine Gefäßstütze einfädeln. Mein Vater hatte Angst, ihr würde etwas geschehen. „Du darfst nicht zuerst sterben,“ ermahnte er sie noch am Vorabend. Vielleicht erkrankte er, um sich selbst den ersten Platz zu garantieren.

Oder war das darauf Folgende vielleicht ein bedeutenderer Zusammenhang, wenn nicht direkt ein Zeichen? Der Arzt, der ihn am ersten Tag betreute, zeigte mir kurz nach meiner Ankunft im Krankenhaus auf dem Bildschirm die Hirnblutung meines Vaters. Die eierförmige Rundung, welche die Blutung darstellte, befand sich an der gleichen Stelle wie die Hirnverletzung meiner Mutter, die 1999 ebenfalls einen Schlaganfall erlitten hatte. Jetzt war mein Vater, wie sie, auf der linken Seite gelähmt, als ob er ihr aus Treue durch diese nachahmende Verletzung ins Grab folgen wollte.

Oder: wie kam es denn, dass mein Vater wartete, bis meine Schwester und ich – einige Stunden abwesend, um eine Kleinigkeit zu essen und um uns zu duschen – zurückkamen, ehe er starb?

Man sucht eben etwas, um sich mit unversöhnlichen Umständen zu versöhnen. In den USA sterben täglich 7.000 Menschen. Um die Worte des Dichters Billy Collins umzuschreiben: Während du im Bett deine Zeitschrift liest, machen sich die Toten des Tages auf den Weg.

Dass gerade mein Vater sterben kann, ist undenkbar. Nach seinem Tod wiederholte ich immer wieder, ungläubig: Es kann nicht sein! Warum ist er mit 94 gestorben? Warum nicht mit 96? Denn er war noch ganz gut in Schuss. Am Frühstückstisch erzählte er gerne die prägenden Geschichten seiner Jugend – zum Beispiel, wie er mutterseelenallein in einer fremden südamerikanischen Stadt ankam, ohne Geld, und sich irgendwie erinnerte, dass Verwandte hier lebten, die ihn beherbergen könnten. So fand er sie auch. Die Kusine fiel ihm in die Arme und er war gerettet.

Er war ein Erzähler. So wie er sich an die Handlung eines jeden Romans erinnerte, so merkte er sich die Biographie all seiner Freunde und Kollegen. Oft erzählte er mir die Lebensgeschichte eines Bekannten, die sich immer irgendwie spannend entfaltete – als ob er selbst durch seine Geschichten ein Sinngewer gewesen wäre. Kein Wunder, dass sich die Menschen ihm zuwendeten, denn durch seine Zusammenfassungen kam die Angemessenheit des erzählten Lebens zum Leuchten.

Der Sprachverlust, den der Schlaganfall bewirkte, war für uns ein festlegendes Zeichen. Der Zeiger wies in Richtung Tod. Zwar war mein Vater bis zur Bewusstlosigkeit seiner allerletzten Stunden klar im Kopf und er konnte uns verstehen, aber kaum noch seine Gedanken vermitteln. Sollten wir ihn künstlich am Leben erhalten?

In seinen letzten Jahren konnte er kaum noch sehen. Das auch war vielleicht ein Vorzeichen: zu Weihnachten 2012 verschwammen ihm auf einmal die Buchstaben beim Lesen. Trotz seiner Versuche beim Augenarzt, trotz teurer und schmerzhafter Injektionen, die nicht halfen, musste er das Lesen aufgeben und wurde ganz abhängig von Tonbändern und Familienmitgliedern, die ihm vorlasen; nie wieder würde er sich das Lesematerial aussuchen und lesen können, wor-



auf und wann er gerade Lust hatte. Sein geliebter Brockhaus stand nun ungenutzt im Regal. Die Bücher, die man ihm aus aller Welt schickte, um seine Meinung zu erfragen, blieben ungelesen. Die Sprache aber, die hatte ihn nicht verlassen. Es blieben ihm sein Witz, seine Erzählungen, ja, sogar der Ausdruck seiner existentiellen Unzufriedenheit, denn er ließ uns mit dem Spruch „Ein bisschen ungern ist man überall“ nie vergessen, dass Wiener wie er kein richtiges Zuhause fanden.

Nun sollte ihm dieses letzte Stück seines Geistes geraubt sein. Im Rollstuhl würde er unverständliche Geräusche von sich geben, er müsste sich mit seinem kaputten Hirn abfinden und leben, wie Shakespeares Jacques es herzerreißend beschreibt:

*And his big manly voice
Turning again toward childish treble, pipes
And whistles in his sound. Last scene of all,
That ends this strange eventful history,
Is second childishness and mere oblivion,
Sans teeth, sans eyes, sans taste, sans everything.*

Ja, in der Literatur finden wir unsere Zeichen, und greifen nach den Strohhalmen ihrer Weisheit, um unsere Todesentscheidungen zu treffen. Diese Rede zitierte ich, als wir zusammenkamen, wir, die Ärzte, die Krankenschwestern, die Leute aus der Hospiz, um die Wünsche meines Vaters zu erläutern und zu ehren. Und so einigten wir uns als Familie, meinen Vater von dem Sauerstoff, den Schläuchen, den Maschinen zu lösen und ihn mit der Hilfe des Morphiums, von der Familie umringt, sterben zu lassen.

Doch die Zeichen bedrängten uns weiter. Wir hatten geplant, uns in Kalifornien zu treffen, um dort in der schönen, stillen Landschaft zu wandern. Ich hatte einige Zimmer in einem buddhistischen Kloster gemietet. Nach dem Tod meines Vaters reiste ich allein dorthin. Das Zimmer, Nummer 12, wo mein Vater und seine Frau geschlafen hätten, blieb leer.

Am dritten einsamen Tag unternahm ich meine letzte Wanderung. Der Weg war breit und ununterbrochen. Aber trotz meiner sonst sicheren Orientierung, wollte ich nicht glauben, dass der Weg, der plötzlich nach rechts abbog, zurück zum Ausgangspunkt führen würde. Da stand plötzlich ein altes Schild, das eine linke Abbiegung ankündigte. Die Worte „Weg gesperrt“ konnte man gerade noch lesen, und die Reste eines alten Pfades waren noch zu sehen. Ich folgte diesem Pfad den Hügel hinunter. Bald wucherte das Gras, das Gebüsch wurde dichter. Immer weiter folgte ich in Richtung meines Ziels, aber das Dickicht ragte jetzt kopfhoch, ich musste mich durchkämpfen. Mit den Händen brach ich die Äste des Gestrüpps, beseitigte Dornen und Gewächs. Ich fiel hin, vorwärts und rückwärts, kroch durch Öffnungen, die Tiere bereits

freigelegt hatten. Doch sagte ich mir: Ich muss weiter, zurück geht es nicht.

So war es auch beim Tod meines Vaters gewesen. Immer vorwärts hatte mich die innere Not getrieben, denn die Verletzung, der Schaden an seinem Körper, die Entscheidung, ihn sterben zu lassen, waren nicht rückgängig zu machen. Muss es sein, fragte ich mich, an Beethovens letztes Streichquartett denkend. Ja, es muss sein! Einen anderen Weg gab es nicht.

Grimmig also kämpfte ich mich immer weiter den Hügel herab. Endlich erreichte ich eine Lichtung und konnte dem ursprünglichen Weg wieder folgen, der zu meinem Wagen führte. Die zerkratzte, blau gefleckte Haut, der Ausschlag, der sich in den nächsten Wochen über meinen Körper ausbreitete, wurden zu einer Metapher des Trauerns. Die Wunden waren körperlich und sichtbar, aber sie bekamen durch den erlebten quälenden Irrgang eine tiefere Bedeutung, die die Saumlosigkeit der inneren und äußeren Welt erleuchtete. Endlich hatte ich einen materiellen Beweis, dass es doch Zeichen gibt.

3. Was bleibt

Man sagt: „Wenn ein alter Mann stirbt, so geht eine ganze Bibliothek in Flammen auf.“

Der Spruch trifft zu, aber mit dem Tod meines Vaters scheint mir so viel mehr verloren gegangen zu sein. Er war der Letzte unter uns, der Ungarisch konnte. Er unterhielt uns, indem er berühmte Schach-Endspiele aus dem Gedächtnis rekonstruierte. Er kannte unendlich viele Witze, die meisten tatsächlich weise und treffend, und er erinnerte sich immer an die Pointe. Er stürzte sich furchtlos in die Natur, doch respektierte ihre Macht. Er hörte großzügig zu. Und er war mein engster Freund. So stelle ich die Frage, mit der all jene konfrontiert sind, die eine tief geliebte Person verloren haben: Was bleibt? Mein Vater, ein Pessimist, hätte vielleicht wie ich zuerst an Sharon Olds' apokalyptisches Gedicht mit dem Titel „Where will love go?“ gedacht. Auch sie beschäftigt sich mit der Frage „Was bleibt“, indem sie nach dem Tod ihres Vaters über die Liebe als Vermächtnis meditiert. „When my father died,“ schreibt sie, „and my love could no longer shine on the oily drink-darkened slopes of his skin, then my love for him lived inside me.“ Aber bald schweiften ihre Gedanken dem Ende der Welt zu, welches sie in der letzten Strophe in folgender Frage heraufbeschwört: „but what if we ruin everything, the earth burning like a human body.“ Denn im Dunkeln des nuklearen Winters bleibt eben nichts.

Dieses Ineinanderfließen von Persönlichem und Politischem passt deswegen zur Erinnerung meines Vaters, weil eine



ähnlich endzeitliche Stimmung Egons Bewusstsein durchdrang, und es würde ihn nicht wundern, dass dieses jetzt auch meine Frage beherrscht, was von seiner Existenz den Tod überlebt. Gerade seine Autobiografie, die er als sein bedeutendstes Werk betrachtete, war von dieser Überschneidung von zufälligen Einflüssen und großen Mächten geprägt. Trotz der Hinterlassenschaft dieses vielgelesenen Buches, und der Einsichten, die es durch die Darstellung des Menschlich-Historischen unseres Schicksals vor Augen führt, finde ich in dem von ihm Geschriebenen wenig Trost. Seine vielen Bücher, Essays und Ausgaben, die jetzt im Archiv in Marbach zugänglich sind, bringen ihn mir nicht zurück. Ähnlich wie es Woody Allen mit berühmt gewordenen Worten erklärte, will ich Egons Unsterblichkeit nicht durch seine Werke erfahren, sondern indem er am Leben bleibt!

Die überlebenden Freunde meines Vaters bieten einigen Trost. Ich habe durch ihn neue Bekanntschaften erworben, und bin manchen lieben Personen nach seinem Tod sogar näher getreten. Nicht dass ich an diese Beziehungen Bedingungen stelle – nein, einfach dass diese Menschen meinen Vater kannten und schätzten und sich an ihn erinnern, gibt für mich der Tatsache, dass das Leben weitergeht, einen Sinn. Ja, gerade die Brüchigkeit des Erinnerns, das selbst mit den Erinnernden verschwinden wird, ist eine Art, der Kostbarkeit unserer kurzen Zeit auf Erden zu gedenken. Dahinter steckt vielleicht die Erfahrung des buddhistischen Mönches Thich Nhat Hanh, der lange seine verstorbene Mutter betrauerte, aber dann wie Sharon Olds durch die Verinnerlichung der Verstorbenen eine Art Weiterleben zu erkennen glaubt:

„Ich litt mehr als ein Jahr unter dem Tod meiner Mutter,“ schreibt Thich Nhat Hanh. „Aber eines Nachts, in den hohen Hügeln Vietnams ... träumte ich von ihr. Wir hatten ein wunderbares Gespräch. Sie sah so jung und schön aus – ihre Haare umflossen sanft ihr Gesicht. Es war so angenehm, in dieser Weise mit ihr zu plaudern, als wäre sie nie gestorben. Dann öffnete ich die Türe und ging hinaus in den Mondschein. Die Hügel badeten in des Mondes Glanz. Als ich langsam durch die Teepflanzen lief, merkte ich, dass meine Mutter immer noch bei mir war. Sie war der Mondschein, der mich streichelte, wie sie es so oft tat – so zärtlich, so lieb! ... Jedes Mal, da meine Füße den Boden berührten, wusste ich, dass meine Mutter bei mir war. Dieser Körper war nicht der meine, sondern gehörte den Vorfahren – meinen Eltern, meinen Großeltern und Urgroßeltern. Und allen, die vor mir gekommen waren ... Zusammen ging ich mit meiner Mutter, und wir hinterließen gemeinsam unsere Fußstapfen in der nassen Erde ... Ich musste nur auf meine Hand blicken, den Wind auf meinem Gesicht fühlen, die Erde unter meinen Füßen spüren, um mich daran zu erinnern, dass meine Mutter immer bei mir war, jederzeit erreichbar.“

Roswitha Zauner:

Wenn ich gestorben bin,
verbrennt
mich nicht im Feuer,
streut
meine Asche nicht aufs Meer,
werft
mich nicht in die Grube,
den Würmern zum Fraß.

Gebt mir
statt dessen
ein winziges Grab
in eurem
Gedächtnis.

aus: Roswitha Zauner: *Meine Liebe – Mein Land*. Edition Neunzig, Ennsthaler Verlag, Steyr 1997

Mein Vater war, ohne es zu wissen, selbst ein bisschen Buddhist. So gerne er grübelte, so oft er dunkel in die politische Zukunft schaute und auf vergangenes Glück nostalgisch zurückblickte, wusste er doch den gegenwärtigen Augenblick zu schätzen. Er pflegte zu sagen, er sei eigentlich Optimist, denn „die nächsten zehn Minuten sind sicher erfreulich.“ Einmal, als wir alle noch jung waren, zeigte meine Mutter Dias von einer kürzlich unternommenen Reise. Mein Vater, im Rausch der Begeisterung, sprang auf seine Füße und erklärte: „Dies ist unser Augenblick!“ („This is our Moment!“) Später, als seine Vitalität nachließ, begnügte er sich mit dem oft wiederholten Ausspruch, „Es ist, wie es ist.“ Vielleicht deutet dies auf das Bleibende: Das uns immer wieder Aufruffen-Müssen in des Lebens unvermeidlicher Mischung von Glück und Schmerz. Denn der Augenblick ist eben zeitweilig noch der unsrige, auch wenn wir zugleich gestehen müssen: Es ist, wie es ist.

Caroline Wellbery, MD PhD, studierte Medizin an der University of California, School of Medicine und der Stanford University, an der sie ihr Doktorat in Vergleichender Literaturwissenschaft erwarb. Sie ist Professorin für Familien-Medizin an der Georgetown University, Medical Center. Ihr besonderes Interesse gilt dem Schreiben, den Sprachen, der medizinischen Literatur und den vielfältigen Patienten-Erfahrungen. Ihr wichtigstes pädagogisches Anliegen besteht darin, die zukünftigen Mitarbeiter im Gesundheitswesen für die Probleme des Klimawandels zu sensibilisieren, um die daraus resultierenden Erkenntnisse in ökologisch ausgerichteten Handlungen in der Patientenberatung und im weiteren medizinischen Bereich umzusetzen.

Die Autorin dankt Herrn Prof. em. Dr. Michael Böhler für die sprachliche Überarbeitung dieses Beitrags.